

Eine unverzichtbare Randnotiz

Kleine Christliche Gemeinschaften in den USA

Als ich meinem Freund Fr. Donald Baker erzählte, dass ich einen Beitrag über Kleine Christliche Gemeinschaften („Small Christian Communities“ oder kurz: SCC) in den USA für eine deutsche Zeitschrift schreiben würde, meinte er sofort: „Dann pass aber auf, dass nicht der Eindruck entsteht, dass die alle gleich sind. Das sind sie nämlich nicht. Sie sind keine monolithische Form von Gemeinschaft – jedenfalls nicht in USA“. „Woanders auch nicht“, konnte ich ergänzen. Aus der Ferne mögen sie zwar so erscheinen, doch wenn man genauer hinschaut, sind sie es nirgendwo auf der Welt.

Von Bernd Lutz

Don Baker weiß, wovon er redet, denn er ist Pfarrer in zwei bilingualen Gemeinden (St. Teresa und Navivity) in Manhattan (Lower East Side) am Rande von Chinatown. Messe zelebriert er auf Englisch und

Spanisch und lernt zur Zeit Chinesisch (Mandarin). Seine Kurzbeschreibung der Unterschiede lautet: „Philippinos organisieren sich selbst. Chinesen haben gerne jemanden dabei, der sie anleitet; dann läuft es problemlos. Latinos suchen ihre Gemeinschaft in und durch die Kirche; für sie ist die Kirche ihre soziale Heimat. Tja – und die Angloamerikaner sind kaum bis gar nicht zur Bildung einer SCC zu bewegen – zumindest nicht in einem (groß)städtischen Umfeld“.

Eine empirische Studie zu SCC

Unverkennbar leitet Don Baker seine Differenzierung von den Mentalitäten der ethnischen Gruppen ab. Seine Erfahrung wird bestätigt durch

die Ergebnisse einer zwischen 1995 und 1998 USA-weit durchgeführten empirischen Untersuchung zu SCC. Sie kommt zu dem Ergebnis, dass zwischen den Kleinen Christlichen Gemeinschaften der Latinos/Hispanics und den Kleinen Christlichen Gemeinschaften der Anglo-amerikaner erhebliche Unterschiede bestehen. Während nämlich die Hispanics immer mit der ganzen Familie zu einer Kleinen Christlichen Gemeinschaft gehören, die daher aus fünf bis zwölf Familien oder mehr besteht, suchen (wenn überhaupt) Angloamerikaner die Kleinen Christlichen Gemeinschaften als Einzelne auf. Sie verstehen die Kleinen Christlichen Gemeinschaften eher als eine Gruppe neben anderen, denen sie angehören, während für Hispanics die Kleine Christliche

BERND LUTZ



geb. 1956, Dr. theol., ist Professor für Pastoraltheologie an der Philosophisch-Theologischen Hochschule der Steyler Missionare (SVD) in St. Augustin und forscht seit vielen Jahren intensiv zum Thema „Kleine Christliche Gemeinschaften in den USA“.

► *Kleine Christliche Gemeinschaften sind wohl nicht das Modell für die Zukunft der Kirche, wohl aber eine wichtige, durchaus heterogene Form der Gemeinschaft von Christen. Sie sind „scribblings in the margin“, wie Bernard Lee (selbst Mitglied in einer Kleinen Christlichen Gemeinschaft) es formuliert. Eine „Randnotiz“ freilich, ohne die das Buch „Kirche“ nicht gelesen werden kann und denen gerade in ihrer Vielfalt bei wachsender gesellschaftlicher Anonymität und zunehmendem Minderheitenstatus der Christen eine bedeutende Rolle zukommt.*

Gemeinschaft an zweiter Stelle neben der Familie steht.

Dabei versteht die Studie unter Kleinen Christlichen Gemeinschaften „Gruppen, deren Mitglieder sich mindestens monatlich (zumeist jedoch wöchentlich oder vierzehntägig) treffen, miteinander beten, Bibel- und/oder Glaubenteilen, untereinander Beziehungen pflegen und sich selbst als katholisch verstehen.“

Auch die Kleinen Christlichen Gemeinschaften der Angloamerikaner sind in sich heterogen. Das aber ist kein Nachteil, sondern in einer pluralen Gesellschaft notwendig, weil so – bei aller Skepsis sich überhaupt auf eine Gruppe für längere Zeit einzulassen – unterschiedliche Identifikationsmöglichkeiten geboten werden. Die Vielfalt sollte daher nicht zugunsten eines einheitlichen Systems eingegeben werden, denn sonst verlieren die Kleinen Christlichen Gemeinschaften ihre spirituelle Dynamik, wie auch Franz Weber, Pastoraltheologe in Innsbruck, auf dem Hintergrund seiner langjährigen Tätigkeit als Missionar in Brasilien betont. Indem nämlich die Basisgemeinden zu einem Strukturelement in den Konzeptionen der Bistümer gegen die Anonymität der Großpfarreien werden, werden sie zugleich „domestiziert“.

Schwindende Bindungsbereitschaft weltweit

Bedenkenswert ist auch die geringe Bereitschaft der Angloame-

rikaner, sich längerfristig in Kleinen Christlichen Gemeinschaften zu binden. Dies überrascht, weil US-Amerikaner tendenziell stark in Gruppen organisiert sind. Nach Robert Wuthnow gehören immerhin 40 Prozent mindestens einer Gruppe (meistens Selbsthilfegruppen) an. Bezogen auf die Kleinen Christlichen Gemeinschaften bedeutet dies wohl zweierlei. Zum einen, dass mit dem westlichen Lebensstil traditionelle Formen der Gemeinschaft erodieren – und zwar weltweit. Bei einem Besuch in Indonesien z.B. klagten alle meine Gesprächspartner, dass die traditionellen Formen nachbarschaftlicher Gemeinschaft (Linkungan und Gabungan), die die katholische Kirche zur Bildung von Kleinen Christlichen Gemeinschaften genutzt hat, nicht mehr funktionieren. „Es kommen nur noch die Frauen und Kinder, die Männer und Jugendlichen bleiben zuhause und sitzen vor dem Fernseher“ – so hieß es immer wieder.

Das entspricht der Beobachtung, dass Menschen westlicher Prägung tendenziell Beziehungen ohne Abhängigkeit suchen. Es „kristallisieren sich neue Sozialtypen heraus. Ihre Merkmale sind zeitlich und räumlich begrenzte Kontakte, revidierbare Mitgliedschaft, partielle Identifikationen“ – so Hans-Joachim Höhn. Dementsprechend werden auch Kleine Christliche Gemeinschaften nur eine Minderheit als Mitglieder gewinnen können. Dabei ist – laut Lee-Studie – ein religiöses Interesse ausschlaggebend für den Erstkontakt,

für das Bleiben jedoch die erfahrene Gemeinschaft und die gegenseitige Unterstützung.

Die viel diskutierten Milieustudien auf katholischer und evangelischer Seite weisen in eine ähnliche Richtung und machen damit gleichfalls auf einen zweiten Aspekt aufmerksam: Menschen finden (für begrenzte Zeit) entsprechend ihrer Interessen zusammen, wobei der Glaube an sich als Gemeinsamkeit nicht mehr ausreicht.

Homogenität versus Selbstgenügsamkeit

Das ist nicht unproblematisch, weil christlicher Glaube sich mit solcher Abgeschlossenheit nicht zufriedengeben kann. Das Evangelium ist keine Magna Charta der Wohligkeit und Selbstgenügsamkeit, sondern kennt die Sorge für den Nächsten und die Option für die Armen. Doch muss das Evangelium erst einmal in dieser Weise für den Einzelnen bedeutsam werden, damit es seine integrierende und diakonisch motivierende Kraft entfalten kann, d.h. der Einzelne muss in einer Gesellschaft, in der der Glaube in extremer Weise privatisiert und tabuisiert ist, zuerst einmal eine ihm adäquate Form der Glaubenskommunikation finden, damit der Glaube dann über das eigene Denken hinausführen kann. So betrachtet ist die Homogenität der jeweiligen Bezugsgruppe Voraussetzung für ein Sich-Öffnen im Glauben und über die eigene Gruppe hinaus.

Weil sich Kleine Christliche Gemeinschaften demnach am ehesten auf dem Hintergrund ähnlicher Lebensgestaltung und/oder gemeinsamer Erfahrungen bilden, finden sich in den USA nicht nur Kleine Christliche Gemeinschaften mit spezifisch religiösen Interessen, sondern auch berufsbezogene Gruppen (vor allem in Sozialberufen, aber auch unter Managern der Führungsbe-

ne großer Wirtschaftsunternehmen) sowie geschlechtsspezifische Männer- oder Frauengruppen.

Gemeindeerneuerungsprogramm und SCC

Der überwiegende Teil solcher Kleinen Christlichen Gemeinschaften in den USA hat einen intensiven Kontakt zur jeweiligen Pfarrei. Das liegt daran, dass viele von ihnen aus Gemeindeerneuerungsprogrammen hervorgegangen sind. Davon gibt es in den USA etliche. Eines davon ist Renew International. Ohne dessen unterschiedliche Einzelprogramme hier vorzustellen zu können, möchte ich doch auf zwei Aspekte hinweisen, die mir besonders bemerkenswert erscheinen: Zum einen sind es Programme, die von Gemeindegliedern durchgeführt werden und für die renew „lediglich“ das Know how und ein oder zwei Mitarbeiter/-innen zur Verfügung stellt (was die Gemeinden sich durchaus etwas kosten lassen). Zum anderen sind die Programme zeitlich befristet angelegt. Es wird also nicht gleich eine Dauerverpflichtung erwartet. Das Kernprogramm von Renew z.B. läuft über zweieinhalb Jahre, wird jedoch immer nur in den geprägten Zeiten Advent und Fastenzeit in sechswöchigen Einheiten durchgeführt. Die Gruppen können sich jeweils in gleicher Zusammensetzung zusammenfinden, doch hat jedes Mitglied

auch die Gelegenheit, sich eine neue Gruppe zu suchen.

Ursprünglich war nicht explizit vorgesehen, dass sich aus diesen Gruppen Kleine Christliche Gemeinschaften bilden. Doch nach Abschluss wünschten viele der Teilnehmenden eine Fortführung. Deshalb wurde ein follow-up-Programm entwickelt, das ausdrücklich auf die Bildung von (relativ dauerhaften) Gemeinschaften abzielt. Es wird also nicht das gleiche Programm weitergeführt, sondern es kommt zu einer neuen Vereinbarung der Teilnehmenden. Diejenigen, die ein Interesse gefunden haben, können weitermachen, die anderen können sich ohne schlechtes Gewissen verabschieden. Da auch der neue Prozess regelmäßig evaluiert wird, sind auch immer wieder neue Vereinbarungen und auch neue Konstellationen möglich. Das entkrampft das Abschiednehmen und hilft, unreflektiert allmählich versandende „Endlosprogramme“ zu vermeiden.

(Kritische) Impulse von außen

Als hilfreich und förderlich wird auch angesehen, dass die Gruppen für ihre Treffen Anregung von außen erhalten und zwar nicht nur zu ihrer Bildung, sondern auch für die thematische Gestaltung der einzelnen Treffen. Dies geschieht zumeist über an der „lectionary-based-cate-

chesis“ orientierte Arbeitshilfen. Das heißt: Die Sonntagslesungen stehen im Zentrum der Treffen der Kleinen Christlichen Gemeinschaften. Zu ihnen werden exegetische Hintergrundinformationen und thematisch-inhaltliche Anregungen gegeben, die so angelegt sind, dass die Teilnehmenden die biblischen Texte auf ihre konkrete Situation beziehen. Zugleich werden sie über die eigene Befindlichkeit hinausgeführt und mit Konsequenzen aus dem Evangelium im Blick auf andere konfrontiert. So wird ein Beitrag geleistet, die Homogenität der Gruppen zu durchbrechen und den Blick über die eigene (Bezugs)Gruppe hinaus zu weiten.

Damit wird zugleich ein Grundproblem fast aller Kleinen Christlichen Gemeinschaften in den USA aufgebrochen: das relativ geringe soziale Engagement als Gruppe. Zwar werden die einzelnen Mitglieder nachweislich durch die Beschäftigung mit dem Evangelium zu sozialen Aktivitäten angeregt, doch diese werden meistens unabhängig von der Gruppe in die Tat umgesetzt. Umgekehrt sind auch nicht alle in den Sozialprogrammen der Gemeinde Engagierten zu motivieren, einer Kleinen Christlichen Gemeinschaft beizutreten oder selbst eine zu gründen. Aber das muss ja auch nicht sein. „Es gibt schließlich auch das Recht hinter der Säule zu stehen“, wie Paul Michael Zulehner einmal gesagt hat.